

Die Altstadt als Kampfplatz

Modernisierung durch Zerstörung: Benedikt Goebel erkundet das Schicksal von Berlin Mitte und schärft dabei den Blick für Tendenzen der Stadtentwicklung.

Was eigentlich umfasst unser kulturelles Erbe, wie es etwa die Unesco in ihren Listen führt – und was nicht? Der Publizist und Historiker Benedikt Goebel will diese Frage mit seinem Schlaglicht auf das Zentrum der deutschen Hauptstadt beantworten. Er ist entschieden der Auffassung, dass hier eine Kulturtechnik angewandt wurde, die da lautet: Modernisieren durch Zerstören. Sein Buch erzählt, wie der Berliner Stadtkern zu dem wurde, was er heute ist. Irgendwie eindrucksvoll, gewiss. Aber diese Mitte stellt auch keine frisch gekürte Miss Germany dar.

Was freilich heißt „Mitte“, wenn von Berlin die Rede ist? Der Begriff ist, angesichts einer polyzentralen Stadtstruktur, alles andere als eindeutig. Entsprechend versteht jeder etwas anderes darunter. Üblicherweise unterscheidet man folgende Teilzentren: Die „City“, die sich seit des Kaisers Zeit im Bereich der Dorotheen- und Friedrichstadt konzentrierte, mit dem Schwerpunkt auf dem prägenden H, das von Unter den Linden, Friedrichstraße und Leipziger Straße gebildet wird. Dann der „neue Westen“ rund um die Gedächtniskirche sowie die Spandauer Vorstadt. Goebel indes widmet seine Aufmerksamkeit voll und ganz der „Altstadt“: dem Siedlungszwilling Berlin/Cölln, also den Bereich um Spreeinsel mit dem Friedrichswerder bis hin zum Alexanderplatz.

Noch ein Band über Berlin? Weiß heute nicht jeder, dass es die Bühne harter Konflikte und Experimente in der Weimarer Republik war, vor allem aber Brennpunkt zweier Diktaturen, die eine vielfach gebrochene Stadt hinterlassen haben? Sind nicht alle Schlachten längst geschlagen? Goebel meint: nein. Zugleich macht er deutlich: Einen Sieger gibt es nicht. Den Truppen ist weniger die Munition ausgegangen als der Nachschub. Der Kampfplatz blieb zwar nicht, wie er war; die Stadt wurde aber auch nicht, was die Investoren auf der einen und die Verwaltung auf der anderen Seite jeweils an ihr machen wollten.

Die elf Kapitel sind in ein klares semantisches Schema gepresst: „Enge Mitte“, „Verplante Mitte“, „Entleerte Mitte“, „Rekonstruierte Mitte“ und so fort. Der jeweils einleitende Text ist knapp gehalten, Erläuterung und Beweisführung erfolgen dann anhand von Beispielen, die mit Plänen und Fotos dokumentiert sind. Gleichwohl stößt man mitunter auf hübsche Sätze wie diesen: „Berlin gleicht einem Patienten, dessen Ärzte sich im 19. und 20. Jahrhundert in fliegender Hast abwechselten, fortlaufend Gliedmaßen amputierten und solche Feinheiten wie Straßen und Häuserreihen gerne mit dem Raupenbagger abrasierten. Seit den 1980er-Jahren gibt es eine Gegenbewegung, nun werden Häuser wie Porzellankronen in Berlins zahnlöse Kiefer geschraubt und Gliedmaßen angenäht – ohne dass Berlin heil oder gar schön genannt werden könnte.“

Eine historische Besonderheit Berlins ist das spät einsetzende enorme Wach-



Bereinigung im Zentrum: In Berlin werden im September 1971 die letzten Häuser im Fischerkiez gesprengt. Foto Vera und Dieter Breitenborn

tum von einer im mitteleuropäischen Vergleich eher durchschnittlichen Residenzstadt zur drittgrößten Stadt der Welt in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Schon vor 180 Jahren führte das Ungenügen der bürgerlichen Berliner an den bestehenden eigenen Ursprüngen zu dem Wunsch, das gesamte Stadtzentrum abzureißen und gleichförmig – repräsentativ – neu zu bebauen. Fast hundert Jahre lang, von 1840 bis 1935, blieb dies Vorhaben trotz mancher Neubauten ein Wunschbild.

Doch in den nachfolgenden vier Jahrzehnten wurde das Berliner Stadtzentrum unter wechselnden politischen und wirtschaftlichen Umständen tatsächlich weitgehend abgerissen und neu gestaltet. Heute stehen von den knapp 1100 Gebäuden des Jahres 1840 noch acht. Die Hauptschuld dafür liegt keineswegs im Bombenhagel des Krieges, denn zwei Drittel der fehlenden Gebäude wurden zu Friedenszeiten abgerissen.

Berlins Mitte sei das städtebauliche Ergebnis des rabiaten Umgangs mit ihr, was freilich keineswegs bedeuten dürfe, sich bedingungslos der Macht des Faktischen zu beugen. Goebel kämpft gegen die Verdrängungslust, die dafür sorgte,

dass nach 1945 in Ost wie West radikal enttrümmert wurde. Und hält es für dürrig, wenn sich die Stadt aus Mangel und zur Mahnung ein paar Relikte bewahrt. Freilich hat ein solches Anliegen seine Tücken: Der Blick auf den aufgelösten Ort der Mitte mag weich gezeichnete Bilder produzieren. Das Zentrum als Hort stillgestellter Dinge und stehengebliebener Zeit wäre das Refugium des Heimatlichen – Ort des Konservierens, der Kultur- und Traditionspflege. Doch in diese Falle tappt Goebel nicht. Statt an der Vergangenheit festzuhalten, sinnt er auf Neues. Und zwar als Kontrast zur gegenwärtigen Stadtdiskurs. „Mitte“ verweist bei ihm auf eine ein- und zugleich ausgrenzende Sonderzone, die als historisch gegründete Utopie reüssiert.

Sein Buch ist eine Kampfschrift, aber ohne die Plattheiten, die solche Pamphlete sonst oft enthalten. Manche Aussagen mögen pauschal daherkommen („Die amtliche Stadt- und Verkehrsplanung der Jahre 1910 bis 1975 war gleichermaßen in Ost- wie Westdeutschland ein Motor der Stadtzerstörung“), sie sind aber kaum zu entkräften. Und es wäre ein Irrtum anzunehmen, dass dieses retroaktive Manifest nur die Berlin-Fans an-

spricht. Denn was hier aufbereitet wird, gilt in ähnlicher Weise auch für Köln, Hannover oder Frankfurt. Goebel macht aufmerksam auf grundsätzliche Entwicklungen. Denn es steht zu befürchten, dass der Blick für die großen Transformationen der heutigen Stadtstruktur nachlässt, dass er sich verschiebt in Richtung „Smart City“: Jenem Versuch der Wirtschaft, sich die Städte als neuen globalen Megamarkt zu erschließen – als ob die Digitalisierung und das ständig wachsende Datenmaterial die urbane Formgebung obsolet werden ließen. Und wenn das Urbane als räumlich gebautes Werk und konkrete Lebenswelt in den Hintergrund gerät, dann verlieren wir auch die Fähigkeit, mit der Entwicklung der Stadt die Form der Gesellschaft zu beeinflussen. ROBERT KALTENBRUNNER



Benedikt Goebel: „Mitte“ Modernisierung und Zerstörung des Berliner Stadtkerns von 1850 bis zur Gegenwart. Lukas Verlag, Berlin 2018. 157 S., Abb., br., 19,80 €.

Weißt Du jemand Passenden zum Totschlagen?

Franz Fühmann zählte zu den wichtigsten Schriftstellern der DDR: Seine Briefe zeigen, wie er sich im Kampf gegen die Funktionäre des Staates aufrieb.

In der DDR kannte ihn fast jedes Kind. In der alten Bundesrepublik dagegen beschränkte sich sein Ruhm auf Insider des Literaturbetriebs. Daran hat sich bis heute wenig geändert: Im Osten des Landes ist er für viele Leser nach wie vor eine feste Bezugsgröße, im Westen ruft sein Name selten mehr als Schulterzucken hervor. Das Autorenschicksal Franz Fühmanns (1922 bis 1984) ist ein Indiz für die fortwährende innere Spaltung der deutschen Literatur.

Fühmanns Hausverlag Hinstorff in Rostock versucht das Interesse an seinem Autor durch eine umfangreiche Briefedition wachzuhalten. Acht Bände sind geplant, vier davon bereits erschienen. Das hat die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Autor zweifellos belebt. Doch neue Leser wären wohl eher durch ansprechende Neuausgaben seiner Erzählungen zu gewinnen, denn attraktivsten Aspekten seiner Arbeit.

Nach der Wiedervereinigung hätte Fühmann auch im Westen zu einer literarischen Orientierungsfigur werden können, vielleicht sogar werden müssen. Damals wurde klar, dass wichtige Exponenten der bundesdeutschen Kulturreligion in jungen Jahren NSDAP-Mitglieder gewesen waren (Martin Walser, Siegfried Lenz, Dieter Hildebrandt, Walter Jens), sich daran aber nicht erinnern konnten oder wollten. Andere, wie Günter Grass oder Hans Robert Jauf, bekannten sich öffentlich erst sehr spät dazu, Angehörige der Waffen-SS gewesen zu sein. Was ihre Glaubwürdigkeit, milde formuliert, beschädigte.

Fühmann ging mit seiner Vergangenheit als jugendlicher Gefolgsmann Hitlers anders um. Er verschwieg sie nicht, sondern übertrieb sie eher. Obwohl er als Funke in der Wehrmacht vermutlich kaum je einen Schuss abgegeben hatte, bezeichnete er sich selbst als „verwilderten Nazijungen“ und nannte seine Schulzeit in einem Artikel für diese Zeitung (F.A.Z. vom 25. Juli 1981) als „eine gute Erziehung zu Auschwitz“. Er gewann so zweierlei: die Freiheit, keine Enthüllungen befürchten zu müssen, und die Möglichkeit, die selbstereifundene Indoktrination gleichsam von innen heraus beschreiben zu können.

Davon unterm anderem handelt der wichtigste der vier Briefbände, die Korrespondenz mit Kurt Batt, erschienen schon 2016. Batt war ein hochbegabter Germanist, er hatte in Leipzig bei Hans Mayer studiert und dann als Chefflektor beim Hinstorff Verlag angeheuert. Gleich zu Beginn ihrer Zusammenarbeit musste er sich mit Fühmann über dessen 1970 erschienenen Erzählungs-Zyklus „Der Jongleur im Kino“ verständigen, in dem die Zurückung eines Jungen zum Nationalsozialisten geschildert wird. Zum Besonderen dieser Geschichten gehört, wie überzeugend Fühmann – um es mit Michel Foucaults Begriffen aus jener Zeit zu sagen – die innerfamiliäre Mikrophysik der Macht nachzeichnet, der das Kind ausgeliefert ist. Und dass er den Jungen nicht nur als Opfer brutalisierender Erziehungsmethoden zeigt, sondern ebenso als deren gelehri- gen Schüler, der seinerseits alle Machtmechanismen rücksichtslos ausschöpft. Fühmann führt ihn so als einen manipulierten Manipulator vor – was wiederum an Gedanken Foucaults erinnert.

Briefeditionen aus der Zeit der DDR haben ein Handicap: Zumal im gut überwachten Literaturbetrieb mussten alle Beteiligten damit rechnen, dass die Stasi mitlas. Bei Fühmann und seinen Briefpartnern – außer zu Batt sind bislang Bände zu den Korrespondenzen mit Wieland Förster, Ingrid Prignitz und jüngst mit Joachim Damm erschienen – wird das sehr deutlich: Sobald es um politische Themen geht, deuten sie vieles nur an und vereinbaren dann vertrauliche Gespräche. Batt schreibt einmal ausdrücklich: „Darüber redet man nur unter vier Augen.“

Nach Batts Tod im Jahr 1975 radikalisierte sich Fühmanns Kritik an den Machthabern in der DDR. An den Bildhauer Wieland Förster, einen Freund, schrieb er: „Ich finde die Atemluft immer unerträglicher hier, geht es Dir auch so? Ich möchte irgendwie brüllen, was kaputt schlagen, jemand totschiessen. Weißt Du jemand Passenden?“

Im Jahr darauf schrieb Fühmann einen offenen Brief an den stellvertretenden Kulturminister der DDR, der an Deutlich-

keit nichts zu wünschen übrig ließ. Er beklagte die massiven Einschränkungen der Meinungsfreiheit, bezeichnete die Versuche des Ministers, den Zustand des Landes zu rechtfertigen „als ein bißchen demagogisch“ und kritisierte jeden Vormachtanspruch der SED: „Weder ein Einzeler, noch ein Berufsstand, noch irgendeine soziale Organisation oder politische Gruppierung ist im alleinigen Besitz der Wahrheit.“

Damit war das Tisch Tuch zwischen Fühmann und der Partei zerschnitten. Natürlich hatte sein offener Brief in der DDR keine Chance, veröffentlicht zu werden. Doch im Westen mochte Fühmann ihn nicht publizieren, weil er von dort aus nichts hätte bewirken können, und wollte weiterhin das Land – und also seine Leser – nicht verlassen. Für ihn, der zu moralischer Entschiedenheit, ja Rigorosität neigte, wurde die Situation damit immer belastender, wie die Korrespondenz mit seiner Lektorin Ingrid Prignitz dokumentiert, die ihn nach Kurt Batts Tod bei Hinstorff betreute.

Der Briefwechsel mit ihr hat nicht das intellektuelle Niveau wie der mit Batt. Aber die Einblicke, die er ins Alltagsleben der eingemauerten DDR gewährt, sind oft atemberaubend: Da das Regime hysterische Angst vor jeder unkontrollierten Verbreitung von Texten hatte, gab es selbst in Verlagen keine Fotokopierer – weshalb ganze Buchmanuskripte vollständig abgetippt werden mussten, um sie zu vervielfältigen. Wollte Ingrid Prignitz über die Stadtgrenzen von Rostock hinaus telefonieren, musste sie das Ferngespräch beim Vorgesetzten schriftlich beantragen. Und im Winter konnte sie mitunter nur zu Hause arbeiten, weil der Verlag wegen Kohlenmangels ungeheizt blieb.

Auch der intellektuelle Rückstand des Landes wurde immer quälender. Nicht nur politisch unliebsame Schriftsteller



Franz Fühmann: „Die Briefe“. Band 3. Briefwechsel mit Joachim Damm. Hinstorff Verlag, Rostock 2018. 175 S., geb., 22,- €.

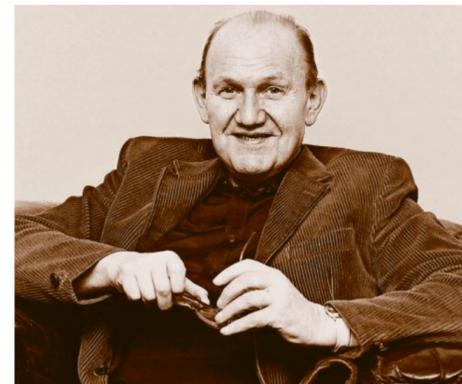


Franz Fühmann: „Über Gottfried Benn“. Wallstein Verlag, Göttingen 2018. 46 S., geb., 12,90 €.

wie Georg Trakl oder Gottfried Benn, sondern selbst Jahrhundertgrößen wie Nietzsche oder Freud wurden in der DDR jahrzehntlang nicht publiziert. Damit Ingrid Prignitz seine gelegentlich psychoanalytisch argumentierenden Schriften überhaupt beurteilen konnte, musste ihr Fühmann eine Freud-Ausgabe aus dem Westen besorgen. Zum Werk von Gottfried Benn hielt er einen Vortrag, der nur als Tonbandaufzeichnung überliefert und jetzt bei Wallstein als schmales Bändchen erschienen ist. Und über Trakl schrieb Fühmann sein wohl wichtigstes Buch, den autobiographischen Essay „Vor Feuerschlünden“ (1982).

Es war nicht zuletzt dieser standhafte Kampf gegen die geistige Provinzialität der Kulturbürokratie, der dem Schriftsteller in der DDR eine so engagierte und treue Leserschaft verschaffte. Gerade ein Land, so seine Überzeugung, das eine neue Gesellschaftsordnung aufbauen wolle, brauche keinen eingeeengten, sondern einen möglichst weiten kulturellen Horizont. Wie sehr er sich deshalb für junge Talente einsetzte – darunter Wolfgang Hilbig und Uwe Kolbe –, belegt jetzt der gerade erschienene vierte Briefband. Joachim Damm war erst neun Jahre alt, als er Fühmann 1975 einen noch recht kindlichen Leserbrief schickte. Der jedoch erspürte früh die künstlerische Begabung des Heranwachsenden, kultivierte die Brieffreundschaft und schrieb für Damm sogar ein kleines Puppentheaterstück. Fühmanns „Positivenergie“ habe ihn, erinnert sich Damm, für Jahre förmlich „ummantelt“ und ihm so seinen Weg als Bühnenbildner und Regisseur gebnet. UWE WITTSTOCK

Franz Fühmann
Foto: Isolde Othbaum/Laif



Was bleibt aber, das haben die Stifter im Sinn

Kapitalanlage mit Kulturertrag: Michael Borgolte folgt der Praxis der Stiftungen über 4500 Jahre

Die Globalisierung ist in der Kulturgeschichte angekommen. Michael Borgolte dokumentiert das mit einem Buch, in dem er die Geschichte der Menschheit als Geschichte von Stiftungen liest. Dafür ist der Autor, gegenwärtig Gründungs- und stellvertretender Direktor des Instituts für Islamische Theologie an der Humboldt-Universität, prädestiniert. Er hat über lange Jahre an der Humboldt-Universität einen Schwerpunkt für Stiftungsforschung aufgebaut und eine bahnbrechende Geschichte des Mittelalters in der Verschränkung von jüdischen, muslimischen und christlichen Perspektiven vorgelegt („Christen, Juden, Muselmanen“, 2006).

In seinem neuesten Buch weist er nach, dass alle großen Kulturen gestiftet haben: Ägyptische Pharaonen trugen Vorsorge, dass ihr Grab nach ihrem Tod rituell betreut würde, woraus die Domänenwirtschaft entstanden sei. Im chinesischen Buddhismus erhielten Klöster immense Zuwendungen, in der Hoffnung, dass den Stiftern damit eine bessere Wiedergeburt beschieden sein möge. Im Christentum gab es Stiftungen um der Memoria und der Fürbitte willen, weil man gehofft habe, damit das jenseitige Heil zu sichern. Im Islam hingegen habe das Ideal der „Gottesnähe“ das Stiftungsverhalten bestimmt und möglicherweise zu einer Stiftungslandschaft von Madresen, den Einrichtungen für höhere Bildung, geführt; das Studium des Koran sollte die Gottesnähe befördern.



Michael Borgolte: „Weltgeschichte als Stiftungsgeschichte“. Von 3000 v. u. Z. bis 1500 u. Z. WBG/Thess Verlag, Darmstadt 2018. 728 S., Abb., geb., 79,95 €.

WBG/Thess Verlag, Darmstadt 2018. 728 S., Abb., geb., 79,95 €.

aber schwimmt die Grenze zwischen einem gemeinsam verwalteten Eigentum und einer Stiftung. Letztlich ist der Frage nicht auszuweichen, ob Borgoltes Stiftungsbegriff zu weit ist.

Eine andere Problemzone ist die Systematik des Vergleichs. In welchem Ausmaß sind vorgenommene Vergleiche etwa europäisch geprägt? Dieses Problem lässt sich gleichfalls am Konzept der Genossenschaft erläutern. Borgolte geht davon aus, dass es Genossenschaften in Indien gab. Aber trifft man dann auch in Indien auf die sehr spezifischen Formen genossenschaftlicher Selbstverwaltung wie in Europa? Kann man überhaupt mit europäischen Konzepten Stiftungen in Indien verstehen?

Schließlich bleiben interessante offene Fragen: Gehört die Stiftungsgeschichte konstitutiv in die Geschichte der Entstehung von Staaten? Dazu legt Borgolte immer wieder Spuren für weiteres Nachdenken aus. Stiftungen könnten dazu geeignet haben, in frühen Gesellschaften Stabilität über Generationen herzustellen oder Gemeinsamkeiten über Clangrenzen hinweg zu eröffnen. Man kann sich fragen, ob Staatswerdung und Stiftungspraxis nicht zumindest zweieitige historische Zwillinge sind.

Eine andere Frage wirft der Zusammenhang von Spitälern und Stiftungen auf, dem Borgolte in Buddhismus, Christentum und Islam nachgeht. Warum aber waren in ihnen Krankenhäuser unterschiedlich verbreitet? Stiftungen waren offensichtlich eine mögliche, aber keine

ausreichende Bedingung für eine weite Verbreitung von Spitälern. Hinsichtlich derartiger Fragen bleiben die behandelten Kulturen in ihrer faszinierenden Pluralität oft nebeneinander stehen, auch in der abschließenden „Synthese“.

Borgolte stellt die Stiftungstraditionen in kulturelle Kontexte, schreibt Miniaturen etwa zur Entstehung des Buddhismus oder zur Geschichte des frühen Kalifats im Islam. Dieses Umfeldwissen braucht man, keine Frage. Anzumerken bleibt aber doch, dass wenn Borgolte sein ureigenes Feld, das Mittelalter, verlässt, die Informationen oft nicht mehr auf dem gegenwärtigen Stand der Forschung sind.

Doch es braucht Bücher wie dieses, die das Material für die großen Fragen der aktuellen Geschichtswissenschaft aufblättern: Was verbindet die vielen Kulturen, die heute wie nie zuvor zu einer globalen Menschheit zusammenwachsen? Aber mehr noch: Warum entwickeln sich Kulturen unterschiedlich, und zwar langfristig und trotz enger Beziehungen? In der globalen Geschichtsforschung ist dies unter dem Stichwort „great divergence“ (die große Gabelung), etwa zwischen China und dem Westen, ein großes und politisch aufgeladenes Thema. Und so wüsste man gerne, wie unterschiedliche Stiftungstraditionen die Gegenwart prägen und warum sich diese Padabhängigkeiten bis heute halten. Aber es ginge zu weit, von Borgolte die Antwort auf diese Frage zu erwarten. Sein Buch endet im Jahr 1500 – vor der großen Gabelung. HELMUT ZANDER